

Der Similiförmud

(Berlin)

Der dunkle Seidenvorhang schloß sich rauschend über der Leinwand. In den bronzenen Schalen, hinter den buntfarbigen Dedemedaillons, in den hohen Girandolen flammte das Licht auf. Durch die Ränge des großen Lichtspielhauses ging es wie ein Aufatmen. Hier und da schimmerte ein Batisttüchlein, zerdrückten scheue Finger verstoßen ein glikherndes Tränchen.

Am Proscenium glühte die nächste Nummer auf. Ansternend wendeten sich Programme; die Lichtfülle schrumpfte rückweise zusammen und glitt allmählich in ein tiefes Dunkel über, und auf der Leinwand schimmerte es in violetten Schriftzeichen:

„WOCHENCHRONIK.“

Das Orchester setzte mit einer Marschmelodie ein, und surrend glitt es vorüber: Bilder vom Kriegsschauplatz... Sprengversuche in einem Flußbett... ein Defilé vor einem fremden Monarchen, dann kam ein Bild:

„ANKUNFT DES BERÜHMTEIN
SCHWEDISCHEN FORSCHERS SVEN HEDIN
IN BERLIN.“

Die Halle des Lehrter Bahnhofs tauchte flimmernd auf der Leinwand auf; ein paar Herren im Frack stellten sich in Positur; der reservierte Wagen des D-Zuges öff-

nete sich; lächelnd und grüßend trat der berühmte Forscher auf den Bahnsteig. Ein paar Reisende, die mit dem gleichen Zuge gekommen sein mochten, blieben neugierig und lachend stehen.

In diesem Augenblick gellte ein entsetzter Aufschrei durch das Theater. —

In diesem kreischenden Ton zitterte eine so unverkennbare Todesangst, daß ein Teil des Publikums bebend und verstört von den Bänken aufsprang. Ein Scharren von Füßen, ein Stimmengewirr, das immer mehr answoll, ging durch das Haus. Der Film brach ab; die Musik schwieg und das Licht flammte auf. Aller Augen richteten sich auf den Platz, von dem der Schrei gekommen war.

Vorn in der ersten Bankreihe bemühte sich ein Mann um eine Frau, die bewegungslos in seinen Armen lag. Ein paar Herren eilten hinzu und boten ihre Hilfe an; mitleidig näherten sich einige Frauen der Gruppe, unschlüssig und ratlos, was hier zu tun sei.

Zwei Theaterdiener hoben die anscheinend Erkrankte sanft empor und trugen sie behutsam in den Vorraum, um sie dort auf eine Chaiselongue niederzulegen.

Der Herr, der in offensichtlicher Teilnahme der kleinen Gruppe gefolgt war, zog schweigend ein kleines Kristallfläschchen. „Einen Augenblick!“

Die Diener, die einen Arzt vermuten mochten, traten respektvoll zurück. Der Fremde rieb mit dem Inhalt des Fläschchens der Bewußtlosen die Schläfe. Nach einigen Sekunden schlug sie verwirrt die Augen auf.

Der Fremde wandte sich herum und winkte einem der Diener: „Einen Wagen!“ Der Diener sprang davon.

Der Ehemann der Erkrankten machte den Eindruck eines gutsituierten Handwerkers. Er ging auf den Fremden zu und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen. Sie haben meiner Frau eine große Wohlthat erwiesen... Sie sind Arzt, vermute ich...“ Bevor noch der andere etwas erwidern konnte, fuhr der Sprechende, noch immer verwirrt und erregt, fort: „Ich hätte eine Bitte, Herr Doktor... würden Sie mit uns nach Hause fahren?“

Als der Gefragte zögerte, fuhr er in dringlichem, fast bittendem Tone fort: „Bitte... kommen Sie mit uns. Um es Ihnen offen zu sagen... ich fürchte mich, mit meiner Frau jetzt allein zu bleiben...“

Der Fremde ließ einen fragenden Blick von der Erkrankten zu ihrem Gatten hinübergleiten und schwieg. „Ich muß Ihnen sagen,“ fuhr der Ehemann fort, „ich habe alle diese Tage erwartet und gefürchtet, daß ein Anfall oder eine andere Katastrophe eintreten würde...“

„So war Ihre Frau krank?“

„Nein. Krank war sie nicht... aber, irgend etwas anderes muß mit ihr vorgegangen sein... etwas, was ich bis heute nicht verstehe... nicht fasse... es ist auch kein Zufall, daß wir heute in dieses Lichtspieltheater gefahren sind... meine Frau hat mich gezwungen, mit ihr hereinzugehen... sie muß gewußt haben, daß irgend etwas sie hier erwarte... und von all den unbegreiflichen Dingen, die in diesen Tagen in meinem Hause vorgegangen sind, ist dieser Anfall nur das Letzte.“

Der Fremde warf einen forschenden Blick auf die

Frau, die allmählich zu sich kam, dann sagte er mit ruhiger Stimme:

„Gut. Ich werde mitkommen.“

Der Diener kam zurück. „Ein Auto war nicht zu haben“, meldete er. „Aber ich habe eine Droschke erwischt. Sie wartet vor der Tür.“

Der Fremde nickte. „Also gehen wir.“

Auf dem regenfeuchten Asphalt der endlosen Straßen des Berliner Westens spiegelten sich in hundertfachen Reflexen die elektrischen Lichter. Während die Droschke gemächlich dahintrottete, war der Ehemann zärtlich um seine Frau besorgt, die noch bleich und matt neben ihm in den Polstern lehnte. Allmählich sank ihr Kopf schwer gegen seine Schulter; die beiden Männer betrachteten stumm das junge, hübsche Gesicht, über das von Zeit zu Zeit die zitternden Strahlen der Straßenlaternen huschten. Noch jetzt, selbst im Halbschlaf, trug das junge Gesicht den unverkennbaren Ausdruck der Angst und des Entsetzens, und tiefe melancholische Schatten lagen um die Augen. Ein schwerer schmerzlicher Zug war um den leichtgeöffneten Mund eingegraben, und noch immer schien es wie ein Zittern durch ihre Gestalt zu gehen.

Während die beiden Männer teilnehmend die junge Frau anblickten, schien es, als ob die Spannung in ihren Zügen allmählich wiche; der gequälte Ausdruck ging langsam in ein friedliches, selbstvergessenes Lächeln über, und mit einem leichten Ruck glitt ihr Kopf an die Schulter ihres Gatten. Er beugte sich zärtlich über sie; und während er ihren tiefen, langsamen Atemzügen lauschte, sagte er lächelnd:

„Sie schläft!“

Der Fremde, der schweigend dem Paar gegenüber-
geessen hatte, nickte. „Ja, sie schläft tief und fest.“

Der Ehemann stieß einen tiefen Seufzer aus. „Zu-
nächst, Herr Doktor...“

„Ich bin kein Arzt“, erwiderte der andere. „Mein
Name ist Joe Jenkins...“

Es war, als ob dem andern der Atem stockte.
„Wie...“ begann er endlich mit bebender Stimme,
„Mr. Joe Jenkins, der berühmte Detektiv?“

„Derselbe.“

„Nun, Mr. Jenkins...“ er haschte nach der Hand
des andern und drückte sie fest, „Sie glauben nicht,
wie mich das freut... das ist, als ob eine höhere Füh-
rung Sie mir gerade in diesem Moment geschickt hätte...
denn ich kann Sie versichern: was ich Ihnen zu berichten
habe, dürfte zu dem Seltsamsten gehören, was jemals
einen Detektiv beschäftigt hat!“

„Nun,“ sagte Joe Jenkins lächelnd, „ich hatte von
vornherein das Gefühl, daß hier etwas zugrunde liegt,
was in mein Ressort schlägt.“

Die Schlafende machte plötzlich eine zuckende Bewe-
gung. Jenkins legte den Finger auf den Mund.

Die Droschke hatte das brausende Gewühl der Haupt-
verkehrsstraßen hinter sich gelassen und bog in die stil-
len Gartenstraßen der Vorstadt ein. Das Licht der La-
ternen in diesen dunklen Alleen wurde spärlicher und
trüber, und immer mehr wichen die Häuser hinter
den tiefen, schweigenden Gärten zurück.

Durch ihre veränderte Lage hatte sich der Mantel
der jungen Frau ein wenig verschoben. Einmal warf
ein vorüberrasendes Automobil einen grellen Licht-

strahl über ihre Gestalt; in diesem Augenblick sah Mr. Joe Jenkins einen großen Brillantschmuck von seltsamer Form in dem zuckenden Lichte aufglänzen. Die Augen des Detektivs hefteten sich erstaunt auf das blühende Geschmeide, das in seltsamem Kontrast stand zu der einfachen Erscheinung seiner Trägerin. Ihr Mann, der den fragenden Blick aufgefangen haben mochte, lächelte ein wenig. „Der Schmuck ist unecht, Mr. Jenkins“, sagte er. „Ich habe ihn meiner Frau vor etwa vier Wochen von einem Hausierer für zwölf Mark gekauft.“

Der Detektiv nickte, und wieder glitt sein Auge über diesen blühenden Schmuck, dessen unwahrscheinlich große Steine die Unechtheit auf den ersten Blick vermuten ließen. Joe Jenkins beugte sich lauschend über die Schlafende, dann sagte er: „Ich denke, Sie können jetzt mit Ihrem Bericht beginnen.“

Der andere nickte. „Mein Name ist Michaelis. Oskar Michaelis. Wir sind jetzt etwas über zwei Jahre verheiratet. Ich bin Holzbildhauer. Wir haben uns in Berlin, einem westlichen Vorort von Berlin, ein Häuschen gekauft, und ich habe mir darin ein kleines, schmutztes Atelier eingerichtet. Mein Kundenkreis ist noch klein, und die Aufträge gehen darum ziemlich spärlich ein; aber ich habe mir in meinen früheren Stellungen ein paar Tausend Mark gespart, und auch meine Frau hat etwas Vermögen. Sie war früher in mehreren vornehmen Häusern Kammerzofe. Viel brauchen wir ohnehin nicht, denn wir sind sehr solide und sparsam und verbringen unsere Abende größtenteils in unseren vier Pfählen, und so können wir schon abwarten, bis die Zeiten bessere werden. Freundschaftlichen Verkehr unterhalten wir fast gar nicht — höch-

stens, daß hier und da ein Nachbar bei uns vor-
spricht.

Es ist jetzt ungefähr vier Wochen her, — wir saßen gerade bei Tisch —, da klingelte es. Meine Frau geht hinaus, um nachzusehen. Es vergehen ein paar Minuten — sie kommt nicht zurück. Ungeduldig, ein wenig ärgerlich, gehe ich auf den Flur, um nachzusehen, wer da ist. In der Tür steht meine Frau in eifriger Unterhaltung mit einem Hausierer. Ich trete näher, da sehe ich in der Hand meiner Frau ein großes Brillantkollier — eben das, das Sie hier an ihrem Halse sehen. Zu meinem leisen Befremden ist meine Frau anscheinend ganz entzückt von dem Schmud und betrachtet mit begehrliehen Augen die Steine...

„Aber Kind“, sage ich, halb lachend, halb ärgerlich, „du denkst doch nicht im Ernst daran... diese entsetzlich großen Steine, denen man die Unechtheit auf fünfzig Schritt ansieht... du bist doch keine Marktfrau! Das ist ja ein fürchterlicher Talmi!“

Meine Frau starrt noch immer wie verückt auf das Halsband. Endlich sagt sie in fast trozigem Ton: „Und ich wünsche, daß du mir diesen Schmud kaufst, Oskar!“

Ich zude resigniert die Achseln und wende mich an den Hausierer. „Was soll er kosten?“ frage ich.

Er streift mich mit einem scheuen Blick. „Zwölf Mark!“ sagt er endlich.

Langsam wendet meine Frau den Kopf zu mir herum und sieht mich mit einem Blick an, von dem sie aus Erfahrung weiß, daß ich ihm nicht widerstehen kann.

Also, um es kurz zu machen, Mr. Jenkins: ich habe den Schmutz gekauft. Widerwillig, ärgerlich... immer in der Hoffnung, meine Frau werde den unechten Schmutz nicht tragen. Und sie hat ihn auch kaum getragen. Höchstens hat sie ihn mal abends auf ein Stündchen angelegt, und ich habe sie lächelnd beobachtet, wie sie sich über das Glikern der Similis freute. Sie werden mich vielleicht für schwach halten, Mr. Jenkins... aber, du lieber Gott, das Bedürfnis sich zu schmücken, ist nun einmal den Frauen mitgegeben.

Eines abends, als ich aus der Stadt komme, treffe ich wieder den Hausierer in unserer Straße, nicht weit von meinem Hause. Er sieht mir mit einem scheuen Blick ins Gesicht, lüftet leicht den Hut und geht weiter. Ich blieb stehen und sah ihm lange nach, wie seine schmale, ein wenig gebückte Gestalt allmählich im Abendnebel verschwand. Und, ich weiß selbst nicht wie, Mr. Jenkins: während ich ihm nachblickte, drängte sich mir das Gefühl auf, als ob diese Begegnung der Vorbote eines Unheils sein.

Ich komme nach Hause; sonst empfängt mich meine Frau immer an der Tür. Heute ist die Diele leer. Ein wenig beunruhigt gehe ich durch den Korridor; plötzlich höre ich ein seltsames Geräusch. Und im nächsten Augenblick weiß ich es: Jemand weint. Eine Frau — meine Frau. Ich gehe dem Tone nach und finde Fanny endlich im Wohnzimmer. Einen Augenblick bleibe ich vor der Tür stehen, mit klopfendem, angstfühltem Herzen; noch nie habe ich ein so trostloses, fürchterliches Weinen gehört. Ich trete ein; sie springt verwirrt auf und fährt sich mit dem Tuch über die Augen, die rot und geschwollen waren —

aber, so viel ich sie auch gefragt habe, Mr. Jenkins, sie hat mir nie gesagt, warum sie geweint hat.

Am nächsten Morgen erhielt ich einen größeren Auftrag: ein angesehenener Berliner Juwelier bestellte mir sechs Ebenholztruhen mit reicher Schnitzerei, bestimmt zur Aufnahme von Schmuck. Daher habe ich die ganze Woche mein Haus nicht verlassen.

Vorgestern abend nun, etwa um sieben Uhr, klingelt es an der Haustür. Ich eile herzu und öffne; niemand ist da. Im nächsten Moment schimmert etwas Weißes auf dem Boden. — ein Buch, das jemand durch den Spalt des Briefeinwurfs geworfen haben mußte. Ich hebe es auf; es ist der ‚Modenkalendar‘. Jemandein Kolporteur mochte ihn zur Ansicht hereingeworfen haben. Ich beschließe, nach Feierabend darin zu lesen und stecke das Buch in die Tasche.

Müde, wie ich von der Arbeit war, vergaß ich, meiner Frau von dem Kalender zu sagen. An diesem Abend hatte ich lange in der Werkstatt zu arbeiten; erst um halb zwölf kam ich dazu, mich zur Ruhe zu legen. Meine Frau schlief schon.

Wir haben elektrisches Licht. Ich schalte die kleine Lampe auf meinem Nachttischchen ein und blättere in dem Kalender — für mich das beste Schlafmittel, dieses Lesen unmittelbar vor dem Einschlafen. Allmählich fühle ich, wie mir die Augen zufallen; mit einer halb unbewußten Bewegung lege ich das Buch auf die Marmorplatte des Nachttisches und schlafe ein.

Mitten in der Nacht wache ich davon auf, daß etwas an meiner Bettdecke zerrt und gleich darauf an meiner Hand krakt. Ich reibe mir den Schlaf aus den Augen; das Zimmer ist hell erleuchtet; ich habe

vergessen, die Lampe auszuknipsen. Im nächsten Augenblick erkenne ich die Ursache der Störung: Pud, der kleine Hund meiner Frau, ist es, der fortwährend an meiner Hand kratzt, die großen Augen mit einem deutlich erkennbaren Ausdruck des Entsetzens auf die Marmorplatte des Nachttisches gerichtet. Das Tier zittert am ganzen Leibe, und seine Haare sind borstenartig gestäubt. Ich folge seinem Blick, und im nächsten Augenblick sehe ich etwas Seltsames: etwas, was ich selbst nicht glauben würde, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte: langsam, wie von einer unsichtbaren Hand bewegt, öffnet sich das Buch auf dem Nachttisch; die Seiten gehen knisternd auseinander, und offen bleibt das Buch liegen. Ich springe aus dem Bett und stülpe die Karaffe über meinem Kopfe aus: nein, ich war wach. Das war kein Traum. Ich stürze auf das Buch zu, und meine Blicke irren verständnislos über das bedruckte Papier...“

„Einen Augenblick.“

Der Detektiv sah mit unverhohlener Spannung auf den Sprechenden. „Haben Sie sich die Seiten gemerkt, die obenauf lagen?“

Der andere dachte einen Augenblick nach. „Es war eine Hamburger Geschichte: ‚Der Kapitän der Rattrepel‘. Ich würde sie sofort wiederfinden. Ich habe das Buch zu Hause... In dieser Nacht habe ich, das werden Sie begreifen, Mr. Jenkins, kaum mehr ein Auge zugetan. Immer wieder schreckte ich aus dem leichten Halbschlummer auf und meine Augen irrten zu dem Buch hinüber, zu diesem merkwürdigen, seltsamen Buch. Ich hörte die Uhr drei schlagen, vier... endlich verfiel ich gegen morgen in einen leichten Schlaf.“

„Drehen Sie die Lampe aus?“

„Ja. Am andern Morgen lag das Buch geschlossen auf der Marmorplatte des Tischchens.“

„Eine Frage. Erzählten Sie Ihrer Frau von dem Erlebnis dieser Nacht?“

„Nein, Mr. Jenkins.“

„Warum nicht?“

„Wenn ich Ihnen das erklären sollte, Mr. Jenkins... ich vermöchte es nicht. Irgend etwas hat mich davon zurückgehalten. Sei es der Gedanke, meiner Frau die Aufregung zu ersparen, sei es irgendein anderer Grund, über den ich mir selbst nicht recht klar bin — ich habe ihr nichts erzählt.“

„Wo ist das Buch?“ fragte der Detektiv leichtthin.

„Ich habe es in meinen Schreibtisch eingeschlossen.“

„Sehr gut. Was geschah weiter?“

„Es war zwei Tage später, als ich frühmorgens einen kleinen Gang in Perliß selbst zu erledigen hatte; ich mußte die Anlage eines Blichableiters, die ich beschlossen hatte, auf dem Gemeindeamt anmelden. Schon nach einer halben Stunde etwa kehre ich zurück. Der kleine Pud, das Hündchen meiner Frau, begleitete mich. Eben biege ich in unsere Straße ein, als mir plötzlich das Benehmen des Tieres auffällt; es beginnt auf einmal heftig zu bellen, zornig, wütend, wie ich es sonst überhaupt nicht an ihm kenne, und rennt wie besessen voraus. Ich folge dem Tier mit den Bliden, und plötzlich sehe ich den Grund der Aufregung meines Hundes: am Gittertor meines Hauses steht der Hausierer.

Ich beschleunige meine Schritte. Der Hund fährt wie besessen auf den Fremden los, der ängstlich ein paar Schritt zurückweicht. Das Tier hat gegen diesen Mann

das gleiche unerklärliche Mißtrauen wie ich selbst... Eben näherte ich mich meinem Hause, als ich sehe, daß meine Frau eilends den Kiesweg herabgeschritten kommt. Schon vor ihr bin ich zur Stelle.

Der Hausierer zieht ein kleines weißes Kuvert und sagt lächelnd zu meiner Frau: ‚Heute will ich Ihnen nichts verkaufen, gnädige Frau. Heute möchte ich Ihnen etwas schenken...‘ Ich sehe ihn erstaunt von oben bis unten an. Er entnimmt dem Kuvert zwei längliche Karten. ‚Dies sind zwei Billetts für den Lichtspielpalast‘, sagt er geschäftig. ‚Sie gelten nur für heute abend. Bitte sehr, gnädige Frau...‘ Damit übergibt er meiner Frau die beiden Karten, die sie zögernd annimmt, ‚und ich bitte Sie... gehen Sie hin!‘ Ein wenig erstaunt über den befremdlichen Tonfall, blide ich meine Frau an, die wie geistesabwesend auf die beiden Karten starrt. ‚Willst du, daß wir hinfahren?‘ beginne ich. ‚Ich muß gestehen, ich habe wenig Lust.‘ Damit drehe ich mich zu dem Hausierer herum. Zu meinem Erstaunen bemerke ich erst jetzt, daß er verschwunden ist.

Ich blide stumm die Straße hinunter, dann, nach einer Weile, sage ich, indem ich mich zu meiner Frau herumwende:

‚Gib her!‘ und strecke die Hand nach den Karten aus. —

Mit einem Ruck zieht Fanny ihre Hand zurück. So, als ob sie ihren Inhalt meinem Griff entziehen will. Und dann sagt sie in einem Ton, so energisch... nein... feindselig... so wie ich ihn noch nie an ihr gehört habe:

‚Ich werde in den Lichtspielpalast fahren. Wenn

du nicht mit willst, so fahre ich allein.' Damit wendet sie sich herum und geht mit seltsam schweren Schritten auf das Haus zu.

Was blieb mir übrig? Noch nie habe ich meine Frau allein ausgehen lassen. Darum habe ich mich umgezogen, wohl oder übel, und bin mit meiner Frau in den Lichtspielpalast gefahren.

Das Weitere kennen Sie, Mr. Jenkins. Das erste was wir sahen, war ein humoristischer Kinderfilm. Dann der große Schlager 'Die Mumie'. Dann kam die Wochenschau... und dann... bei einem der Bilder... ich muß Ihnen gestehen: ich erinnere mich überhaupt nicht mehr, was auf der Leinwand vorging... als meine Frau plötzlich mit einem entsetzten Schrei aufsprang und mit der Rechten zitternd auf das flimmernde Bild vor uns wies."

„Es war der Film ‚Sven Hedin in Berlin‘“, erwiderte Joe Jenkins ruhig. — —

Der Wagen rollte in langsamem Trab durch die nächtliche Landstraße, die sich in endloser Monotonie verlor bis in die letzten Ausläufer des dunklen Kiefernwaldes. Joe Jenkins blickte schweigend in die reglose Nacht hinaus.

„Wäre es möglich,“ begann er nach einer langen Pause, „daß Ihrer Frau eine der Personen auf dem Sven-Hedin-Film bekanntgewesen wäre?“

Der Holzbildhauer schüttelte lächelnd den Kopf. „Ausgeschlossen, Mr. Jenkins.“

„Um... Sie kennen die Vergangenheit Ihrer Frau genau?“

„Ganz genau. Sie war Zofe in mehreren vornehmen

Häusern. Ihre Zeugnisse sind geradezu vorbildlich; überall war man außerordentlich mit ihr zufrieden.“

„Ihre Papiere sind lüdenlos?“

„Absolut. Nicht einen Tag war sie in den vier Jahren außer Stellung.“

Jenkins zog die Uhr. „Ich höre ein Automobil uns entgegenkommen. Sollte es frei sein... so könnte ich noch zur rechten Zeit anlangen...“ Ein kurzer Zuruf, und mit einem Ruck hielt das Automobil ratternd an der Seite der Droschke. Der Detektiv zog eine Visittarte. „Hier ... meine Adresse ... sollte sich etwas Neues ereignen... und ich bin sicher, daß sich etwas ereignen wird... so rufen Sie mich telephonisch im Hotel an.“

„Ich werde es sofort tun, Mr. Jenkins... lieb wäre es mir gewesen, wenn Sie mit mir...“

Das Automobil zog fauchend und knatternd an. „Wohin?“ fragte der Chauffeur dienstbeflissen, offenbar froh, in dieser entlegenen Gegend einen Fahrgast zu erhalten.

Der Detektiv warf einen Blick auf die weite Landschaft. Dort vorn, im Osten, lag ein feuriger, rötlicher Schein über dem Horizont: das nächtliche Berlin, das seine ruhelosen, strahlenden Reflexe bis zu den Wolken hinanwarf! Jenkins horchte einen Moment auf das gleichmäßige Rollen der enteilenden Droschke, dann sagte er leise:

„Nach dem Lichtspielpalast!“



Das Telephon auf dem hellen Jalousie-Schreibtisch schlug an. Mr. Joe Jenkins, der eben vom ersten Früh-

stüd auf sein Zimmer zurückgekehrt war, hob den Hörer ab. Eine aufgeregte männliche Stimme sagte hastig und atemlos:

„Mr. Jenkins, ich bin es... Michaelis... etwas Unbegreifliches, Mr. Jenkins... bitte bleiben Sie zu Hause... ich komme unverzüglich...“

Jenkins sah auf die Uhr: halb zehn. „Wann können Sie hier im Hotel sein, Herr Michaelis?“

„In einer guten Stunde.“

„Well. Ich erwarte Sie.“ Der Detektiv nahm die kurze Briar-Pfeife vom Kaminsims, entzündete sie umständlich und gewissenhaft und ging dann gemächlich die Treppe hinunter in die unteren Räume des Hotels, in denen das Lesezimmer lag. Hier, auf ungeheuren grünbespannten Tischen, lagen Zeitungen aller Sprachen. Jenkins setzte sich behaglich in einen der tiefen weichen Klubsessel und vertiefte sich in die Chicago Daily News. —

„Mr. Jenkins!“

Der Portier öffnete die Tür. „Ein Herr ist da, der Sie sprechen möchte!“

Der Ankömmling trat mit raschen Schritten ein. Eine tödliche Spannung lag auf seinem Gesicht, aus dem der letzte Blutstropfen gewichen war. Die Augen lagen tief eingesunken in ihren Höhlen, wie bei einem Schwerkranken, und in den großen Pupillen schimmerte ein fiebriger Glanz. Joe Jenkins reichte dem Besucher die Hand; die Rechte des andern lag einen Augenblick zitternd in der Seinen. „Sie haben mir etwas Besonderes zu melden, Herr Michaelis?“ fragte er mit ruhiger Stimme.

„Ja, Mr. Jenkins.“ Der Besucher sank, halb un-

willkürlich, in einen Sessel. „Sie entschuldigen wohl,“ sagte er mit müder Stimme, „aber... ich habe das Gefühl, als ob ich in der nächsten Minute einen Herzschlag bekommen soll, Mr. Jenkins.“

Der Detektiv ließ einen schnellen Blick durch das Lesezimmer gleiten. „Wir sind allein“, sagte er. „Erzählen Sie mir alles, was Sie auf dem Herzen haben. Und denken Sie daran: die Dinge sind nie so schlimm wie sie auf den ersten Blick scheinen.“

„Es ist,“ begann der Holzbildhauer nach einer langen Pause, „es ist etwas Unerklärliches, was ich Ihnen zu sagen habe. Etwas, was nicht in meinen Kopf hineinwill. Ich erzählte Ihnen schon, Mr. Jenkins: um den Wunsch meiner Frau, den Lichtspielpalast mit ihr zu besuchen, erfüllen zu können, war ich gezwungen, eine eilige Arbeit zu unterbrechen: eben die sechs Truhen für den Juwelier Stevenbrink. Hätte ich gestern etwa bis zwei Uhr in der Nacht ununterbrochen daran weiterarbeiten können, so wäre ich wohl damit fertig geworden, wie es mit meinem Kunden vereinbart war. Nun, der eigensinnige Einfall meiner Frau ist mir dazwischen gekommen, und ich konnte die Truhen nicht wie verabredet heute um acht Uhr früh abliefern.“

Heute früh um halb zehn klingelt es an meiner Tür. Ich öffne; vor mir steht Herr Stevenbrink, der Besitzer des großen Juweliergeschäftes, in eigener Person; in ziemlich schroffem Ton stellt er mich zur Rede. Ich, ein wenig verlegen, führe meinen Auftraggeber höflich ins Wohnzimmer und versichere ihm: bis heute abend um sieben Uhr würden alle sechs Truhen geliefert sein. Um ihm vor Augen zu führen, daß die Arbeit bis auf eine Kleinigkeit vollendet sei, hole ich

die fünf fertigen Truhen herbei. Ich öffne eine von ihnen und mache Herrn Stevenbrink darauf aufmerksam, wie herrlich sich auf diesem dunklen, mattschimmernden Holz ein funkelnder Schmud ausnehmen müsse. Dabei kommt mir der Einfall, den Similischmud meiner Frau — denselben, den Sie gestern abend an ihrem Halse gesehen haben — aus ihrem Toilettentischchen herbeizuholen und ihn zur Unterstützung meiner Worte in die Truhe zu legen...

Herr Stevenbrink tritt interessiert näher und wirft einen Blick auf das Halsband. Im nächsten Augenblick fragt er erstaunt:

„Herr Michaelis... wie kommen Sie zu diesem kostbaren Schmud?“

Ich antworte lächelnd: „Es freut mich, daß er Ihnen gefällt, Herr Stevenbrink... aber leider ist er unecht... meine Frau hat ihn für zwölf Mark von einem Hausierer gekauft.“

Mein Kunde sieht mich mit einem erstaunten Blick an. „Gestatten Sie“, sagt er und nimmt den Schmud in die Hand. Er zieht ein Vergrößerungsglas aus der Tasche und läßt den Schmud langsam durch die Finger gleiten. Nachdem er fast jeden Stein eingehend betrachtet hat, wendet er sich zu mir herum und sagt:

„Dieser Schmud ist echt, Herr Michaelis. Ja... und nicht nur echt... diese Steine sind von einer ganz außerordentlich seltenen Reinheit... Was, sagten Sie, haben Sie dafür bezahlt?“

„Zwölf Mark“, stammele ich.

„Für diesen Schmud“, sagt er und sieht mir unverwandt ins Gesicht... „für diesen Schmud zahle ich

Ihnen auf der Stelle hundertsechzigtausend Mark auf den Tisch.'

Ich trete taumelnd einen Schritt zurück und starre meinen Besucher an, der mich unablässig betrachtet. Und da sehe ich, wie in seinen Augen der Argwohn aufglimmt. Ich fühle, wie mir das Blut aus dem Herzen tritt; ein Zittern geht durch meinen Körper, ich umklammere krampfhaft die Lehne meines Stuhls ... Was bedeutet das alles, Mr. Jenkins? Tausend Gedanken schießen mir durch das Hirn. Wie kommt der Hausierer zu diesem Schmud, der ein Vermögen bedeutet? Und ... warum verkauft er ihn uns für ein paar Mark? Wußte er um die Echtheit des Schmudes? Sagte der Juwelier die Wahrheit? Irrte er sich?"

Zufällig sehe ich in den Spiegel. Ich fange einen Blick des Juweliers auf, der mißtrauisch von dem Schmud zu mir, von mir zu dem Schmud hin und her gleitet. Und plötzlich fühle ich's: du mußt irgend etwas zur Erklärung sagen... er darf nicht fortgehen mit einem so furchtbaren Verdacht im Herzen... ein Wort von ihm, und das Verderben bricht vielleicht herein... und indem ich mich zusammenraffe, sage ich mit einem schwachen Versuch, einen scherzenden Ton anzuschlagen: 'Ich wollte Sie nur ein bißchen auf die Probe stellen, Herr Stevenbrink... natürlich ist der Schmud echt... er ist von Goudstikker in Paris... ich habe ein Etui dafür anzufertigen für einen holländischen Großkaufmann.'

Herr Stevenbrink nickt lächelnd. Indem er mir noch einen seltsam zweifelnden Blick zuwirft, geht er schließlich fort. Mein erster Weg war ans Telephon, Mr.

Jenkins: wie danke ich Gott, daß Sie da sind, mir zu raten und — vielleicht — zu helfen!“

Der Detektiv trat ans Fenster und blickte eine Weile gedankenverloren auf die Linden hinab. Das Menschengewimmel hatte um diese Zeit seinen Höhepunkt erreicht: an der Kreuzung der Friedrichstraße brandete die Flut der Automobile und der Equipagen widerwillig zurück, um den Strom vorbeizulassen, der sich brausend in der Richtung zum Bahnhof ergoß.

„Sie erzählten mir“, Joe Jenkins wandte sich herum, „von einem Buch. Einem Buch, das sich in der Mitte der Nacht von selber öffnete. Haben Sie es bei sich?“

Der Holzbildhauer nickte und legte ein broschiertes Heft auf den Tisch.

„Und der Schmutz? Ich nehme an, Sie haben auch diesen mitgebracht?“

„Ja, Mr. Jenkins...“ Aus einer Aktentasche nahm der Besucher ein schwarzes Etui und stellte es auf den Tisch.

„Welche Seiten des Buches lagen obenauf?“

„Seite 30 und 31.“ Michaelis öffnete das Buch, blätterte ein wenig darin herum und überreichte es dem Detektiv. Dieser nahm den Kalender interessiert in die Hand und ließ einen aufmerksamen Blick über die Blätter gleiten. „Gut,“ er legte das Buch in die Schublade seines Schreibtisches, „ich möchte mich ein paar Tage damit beschäftigen... Nun zu Ihrem Schmutz. Sie sind überzeugt, daß Ihr Juwelier... gleichwohl“, unterbrach er sich. „Kommen Sie. Wir werden uns das Gutachten Ihres Kunden auf alle Fälle von einem zweiten Juwelier bestätigen lassen.“

Die beiden gingen die Treppe hinunter und traten ein paar Sekunden später auf die sonnenbeschienene, menschenerfüllte Straße hinaus. —

Der Inhaber des großen Juweliergeschäfts kam den beiden mit einer tiefen Verbeugung entgegen: „Wir möchten nichts kaufen“, sagte Mr. Jenkins lächelnd. „Wir haben lediglich die Absicht, Sie um ein Sachverständigen-Gutachten zu bitten.“ Damit klappte er das schwarze Etui auf und überreichte es dem Juwelier. „Haben Sie die Güte, dieses Kollier auf seinen Wert zu taxieren.“

Der Aufgeförderte schaltete die Kernslampe ein, deren Strahlen sich blendend über die funkelnden Steine ergossen. „Ein seltenes Stück!“ sagte er, fast zu sich selbst. Und während er, die Lupe vor dem Auge, auf das Geschmeide blickte, nahm sein Gesicht allmählich einen fast andächtigen Ausdruck an. „Dieses Halsband,“ sagte er endlich, fast verzückt, „ist eine Arbeit, wie ich sie so wundervoll bis heute kaum gesehen habe. Wenn Sie mich nach ihrem Wert fragen: nun... ich selbst würde auf der Stelle für dieses Schmuckstück zweimalhunderttausend Mark zahlen... und dabei noch gut verdienen...“

Joe Jenkins warf einen schnellen Blick auf seinen Begleiter, der bleich und mit starren Augen die Bewegungen des Juweliers verfolgte. „Ich danke Ihnen. Das genügt uns. Ihre Rechnung, wenn ich bitten darf.“

„Und nun, Herr Michaelis,“ brach Joe Jenkins das Schweigen, nachdem die beiden langsam die Buda-
pester Straße hinabgeschritten waren, „tun Sie, was ich Ihnen sage: fahren Sie unverzüglich nach Hause...“

lassen Sie Ihre Frau nicht aus den Augen... den Schmutz brauche ich auf vierundzwanzig Stunden; Sie müssen ihn mir schon lassen.“

„Nicht mehr als gern, Mr. Jenkins“, antwortete der Holzbildhauer. „Denn Sie werden es mir glauben: dieses unheilvolle Halsband brennt mir in den Händen!“

Die beiden Männer drückten sich die Hand. „Erwarten Sie meinen Besuch“, sagte Jenkins. „Ich komme: wenn ich nötig bin, werde ich zur Stelle sein!“

Michaelis ging eilig über den Potsdamer Platz auf die andere Seite, an der irgendwo die Bahn nach Perliß abfuhr. Und während der Detektiv ihm schweigend nachblickte, schien es ihm, als ob der Gang des Davonschreitenden mit jedem Schritt schwerer und langsamer wurde... wie der eines alten Mannes, der stumm und traurig eine schwere Last durch das Leben zu tragen hatte...

Jenkins wandte sich und ging mit schnellen Schritten die Leipziger Straße hinunter.

Der Hotelportier faßte grüßend an die Mütze. „Ein Telegramm, Mr. Jenkins!“ Der Detektiv nickte und riß das zusammengefaltete Blatt auf. Es lautete:

„Gräfin Ankarström heute abend Gartenfest schwedische Gesandtschaft.“

Joe Jenkins las die wenigen Worte zwei-, dreimal und stieg in den Lift. Und während er hinauffuhr, erhellte sich sein Gesicht mehr und mehr, und seine Lippen spitzten sich zu einem lustigen Ragtime.

Der Garten der Gesandtschaft, der sich weit und schattig hinter dem Palais hinzog, strahlte im Lichte der Tausenden von Lampions. Durch das Grün der Bosketts schimmerten farbige Lichter; von einer verdeckten Estrade rieselten die Klänge eines brasilianischen Reigens auf die erlesene Gästeschar nieder, die lachend und plaudernd unter den uralten Bäumen lustwandelte.

An einem der kleinen Tische hielt eine der gefeiertsten Schönheiten der internationalen Gesellschaft, die Gräfin Ankarström, förmlichen Cercle. Eben schweiften ihre lächelnden Blicke hinüber zu dem schlanken amerikanischen Attaché, der ihr einen Strauß Orchideen überreicht hatte. Plötzlich machte sie eine erschreckte Bewegung nach ihrem Halse, und im nächsten Augenblick fiel das kostbare Brillantkollier, das ihren Nacken schmückte, klirrend zu Boden. Sie wandte sich um. Ein fremder Herr stand vor ihr.

Bevor sich die Gräfin bücken konnte — niemand aus ihrer Gesellschaft hatte das kleine Mißgeschick beachtet — beugte sich der fremde Herr, der zufällig vorübergehen mochte, nieder und gab der Dame mit einer Verbeugung ihr Eigentum zurück. Sie dankte lächelnd und legte den Schmuck wieder um den Hals. Als sie sich wieder zu dem Fremden herumdrehete, hatte ihn das Gewühl schon verschlungen. „Was haben Sie, Mr. Taylor?“ fragte die Gräfin lachend den Attaché, der nachdenklich, fast bestürzt in der Richtung starrte, in der der dienstbereite Unbekannte verschwunden war. „Was haben Sie, Mr. Taylor?“ wiederholte die Gräfin fragend.

Der Attaché wandte verwirrt den Kopf. Auf seinem

Gesicht lag noch immer der Ausdruck eines grenzenlosen Befremdens, als er zögernd sagte, wie zur Entschuldigung:

„Der Herr, der Ihnen eben das Halsband aufgehoben hat... der Herr...“

„Nun, mein lieber Attaché... was ist mit diesem Herrn?“

„Dieser Herr,“ sagte der Amerikaner fast atemlos, „dieser Herr war kein anderer als mein berühmter Landsmann Mr. Joe Jenkins...“



Das Automobil, das ratternd und fauchend vorwärts raste, hatte die letzten Ausläufer der großen Stadt verlassen und bog in die schweigende Pappelallee ein, die langgestreckt und düster auf die kleine Villenkolonie Perlitz zulief. Am Horizont drüben stand drohend die schwärzliche Silhouette des nächtlichen Nadelwaldes. Ein feuchter Südwest strich seufzend durch die Bäume. Drüben, über dem Walde, brach einen Augenblick der Mond zwischen den geballten Wolken hervor, und seine zitternden Strahlen flimmerten seltsam auf den Erlenbüschen, die den moorigen See umsäumten. Fern bellte ein Hund — ein Zeichen des Lebens in dieser Totenstille.

Ein paar Lichter blickten auf und ertranken wieder in den schweren Schatten. Ruhiger glitt der Wagen dahin: die Kiesstraße hatte ihn aufgenommen. Ein kurzes Signal; der Wagen hielt vor einem dunklen Hause.

Einen Moment schien es, als ob hinter einem der Bäume jenseits der Straßekurve eine menschliche Gestalt auftauche; ein leises Knirschen wie von eilenden Tritten, dann zerfloß der Schatten im Dunkel der Bäume.

Joe Jenkins klinkte die Gittertür auf und ging mit festen Schritten um das Haus herum. Dort hinten bligte ein Licht auf. Der Detektiv klopfte an das Fenster der hellerleuchteten Werkstatt.

„Mr. Jenkins!“ Auf das Gesicht des Holzbildhauers trat ein Ausdruck der Freude, als er den Gast eintreten ließ.

„Ja, Herr Michaelis“, die Stimme des Detektivs klang ernst... „Sie werden erstaunt sein über die späte Stunde meines Besuches. Indessen — ich komme nicht ganz mit leeren Händen...“

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie gekommen sind, Mr. Jenkins“, antwortete der Holzbildhauer mit einem tiefen Atemzug. Ich habe die letzte Nacht keinen Schlaf gefunden. Und so wäre es wohl alle diese Nächte gegangen...“

Der Detektiv warf einen schnellen Blick in den nächtlichen Garten hinaus. Ein kaum merkliches Lächeln zuckte um seinen Mund — knirschte da draußen nicht ein leiser Tritt? „Hier bringe ich Ihnen den Schmutz zurück“, er knipste den Deckel des schwarzen Kästchens auf; der andere warf einen kurzen Blick darauf und nickte. Jenkins stellte das Etui auf das kleine Seitentischchen, das unweit des Fensters in einer Ecke stand. „Übrigens... eine schauerhafte Hitze hier... gestatten Sie?“ und ohne eine Antwort abzuwarten, riß er einen Flügel des kleinen Fensters auf. Die frische,

feuchtwarmer Nachtluft drang in duftschweren Wellen herein.

„Um mit dem Nächstliegenden anzufangen, Herr Michaelis,“ begann Joe Jenkins, „so will ich Ihnen zunächst einiges über das Similihalsband erzählen, das Sie für zwölf Mark gekauft haben, und das sich plötzlich als ein echter Schmutz im Werte von 200000 Mark erwiesen hat... Ist es Ihnen bekannt, daß die letzte Stellung Ihrer Frau die einer Kammerzofe bei der Gräfin Antarström war?“

Ein wenig überrascht wandte sich der Holzbildhauer herum. „Gewiß, Mr. Jenkins... sie war zwei und ein Vierteljahr bei der Gräfin Antarström.“

„Wissen Sie auch, daß Ihre Frau zu jener Zeit so gut wie verlobt gewesen ist... verlobt mit dem Kammerdiener des Grafen?“

Der Gefragte fuhr zurück. „Verlobt... mit dem Kammerdiener?“ wiederholte er stammelnd. „Nein... das wußte ich nicht... das ist... das ist ja...“

„Machen Sie sich darüber keine Gedanken“, wehrte der Detektiv lächelnd ab. „Ihre jetzige Frau hat das Verlöbniß aufgegeben, nachdem sie Sie kennengelernt hat — sie hat in jeder Hinsicht korrekt und anständig gehandelt. Und um Ihnen auch zu sagen, warum Ihre Frau das Verlöbniß mit jenem aufgehoben hat: sie entdeckte eines Tages, daß er ein Dieb war.“

Der Künstler schüttelte traurig den Kopf. „Und von alledem hat sie mir niemals ein Wort gesagt!“

„Und sie hat recht daran getan!“ sagte Joe Jenkins nickend. „Denn wozu sollte sie Ihnen unnötig den Kopf schwer machen? Sie hat allein genug daran zu

tragen gehabt... denn wenn nicht alles täuscht, hat sie ihn sehr lieb gehabt!“

Unwillig hob Michaelis den Kopf. „Woraus schließen Sie das?“ fragte er in trotzigem Tone.

„Sie werden es gleich hören... im übrigen: kein Grund zur Eifersucht auf den armen Schelm!... Eines Tages, während die Gräfin verreist war, entdeckte Felix, der Kammerdiener, plötzlich, daß die junge Witwe seines verstorbenen Herrn — denn er war schon unter dem Grafen Ankarström in seiner Stellung gewesen — nun, daß seine Herrin ihr kostbares Brillantkollier versehentlich zu Hause hatte liegen lassen. Die gräßliche Familie wohnte damals auf einer Besitzung in der Nähe von Glücksburg, und die Gräfin war in Erbschaftsangelegenheiten auf drei Wochen nach Gothenburg gefahren.

Felix, der Kammerdiener, sah das Kollier, das einen ungeheuren Wert repräsentierte, und ihm kam ein Gedanke... drei Wochen hatte er Zeit... drei Wochen... das genügte, um eine genaue Kopie dieses herrlichen Schmuds anfertigen zu lassen. Das kostete ihn zwar fast seine gesamten Ersparnisse... indessen... lohnend genug blieb das Geschäft immer noch. Und als die Gräfin nach drei Wochen zurückkehrte und zum ersten Male den Schmuß wieder anlegte, da ahnte sie nicht, daß sie eine Sammlung von wertlosem Glas um den Hals trug... Eins mag zur Entschuldigung gelten: Felix war in diesem männerlosen Haushalt gekündigt worden; am nächsten Fünfzehnten sollte er das Haus verlassen... die Mißstimmung über diese Entlassung, die er für unbegründet und überflüssig hielt, mag ihn mitbestimmt haben.

Nun begann eine Periode der Enttäuschungen für Felix, der sich schon als reicher Mann fühlte. Gerade der hohe Wert dieser auffallend großen und seltenen Steine, ihr unerhört eigenartiger Schliff, waren ihm überall im Wege; überall drohte die Seltenheit der Steine zum Verräter zu werden. Endlich, nach vielen vergeblichen Bemühungen, war es dem Kammerdiener klar: in Europa war an einen Verkauf der Steine nicht zu denken. Er entschloß sich, nach Amerika zu fahren und machte seiner damaligen Braut den Vorschlag, mitzugehen. Notgedrungen mußte er sich entschließen — eben um ihr die Vorteile einer gemeinsamen Auswanderung vor Augen zu führen — ihr zu offenbaren, was er getan hatte . . . und welches Vermögen in seinen Händen lag. Er hoffte wohl, sie durch den Glanz des Reichtums zu blenden. Er hatte sich verrechnet. Voll Abscheu wandte sie sich von ihm.

Lange hat dann Ihre Frau nichts von ihm gehört. Inzwischen hat sie Sie kennengelernt und hat Sie bald darauf geheiratet. Da . . . eines Tages . . . erhält sie in Ihrer Abwesenheit den Besuch ihres früheren Verlobten, der Gott weiß wie ihren Aufenthalt ausfindig gemacht hat. Er berichtet ihr, daß er sich verfolgt glaube . . . wahrscheinlich eine Nerventäuschung, wie man sie häufig an Leuten mit einem schlechten Gewissen beobachtet — und bittet sie, den Schmuck in Verwahrung zu nehmen, bis bessere Zeiten einträten. Sie lehnt ab, entrüstet . . . was soll ihr Gatte davon denken? Aber auch darauf hat er eine Antwort: er wird ihr in der Maske eines Hausierers in Gegenwart ihres Gatten den Schmuck als unecht verkaufen . . . sei es unter dem Einfluß seiner Persönlichkeit, die ihr manche

glückliche Stunden in die Erinnerung zurückgerufen haben mag ... sei es, daß auch die weibliche Eitelkeit dabei erwachte ... sie sagte endlich ja.

Da, plötzlich, sieht er eines Tages in einer Wochenchronik im Film, der die Ankunft Sven Hedins zeigt, eine andere Person, deren Anblick seinen Herzschlag stoden macht: die Gräfin Ankarström auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin. Sein erster Gedanke ist: ihre Anwesenheit gilt ihrem Schmutz ... gilt dir! Alles ist verloren ...

Er will seiner früheren Braut einen Wink geben ... eine Warnung ... sie hat ja den Schmutz und man wird sie für mitschuldig halten; aber, da Sie Ihre Frau acht Tage lang nicht aus den Augen ließen, ist es ihm unmöglich, an sie heranzugelangen. Endlich kommt er auf einen rettenden Gedanken und bringt ... das Buch."

„Das Buch?“ fragte Michaelis zitternd und atemlos.

„Ja ... den Modenkalendar.“ Sehen Sie her. Joe Jenkins zog das Buch aus der Brusttasche, entzündete ein Taschenfeuerzeug und hielt den Kalender über die Flamme. Langsam tat sich das Buch auf.

„Betrachten Sie die Nummer!“

Der Holzbildhauer beugte sich über den Kalender, von dem ein leichter, grauer Dampf aufzusteigen schien. „Es sind die Seiten 30 und 31“, sagte er leise.

„Jawohl. Die Sache ist nicht sehr kompliziert. Der Rücken dieses Buches und diese beiden Blätter, die die Nummern 30 und 31 tragen, sind mit einer Flüssigkeit bestrichen worden — und zwar, soviel ich konstatieren kann, mit dem Saft der japanischen Pflanze *Rhus vernicifera*, des Sumachstrauchs. Dieser Saft, der auch

In der Firnisfabrikation verwendet wird, hat die Eigenschaft, sich unter dem Einfluß der Wärme auszudehnen und beim Erkalten sich zusammenzuziehen. Sie legten das Buch in jener Nacht auf die Marmorplatte des Nachttisches und vergaßen, wie Sie mir erzählten, die Lampe auszdrehen. Nun, die wärmenden Strahlen der Glühlampe genügten, um die expandierende Wirkung des Lacks auszulösen; das Buch ging auf. Am nächsten Morgen hatte es sich wieder geschlossen — denn Sie hatten in der Nacht die Lampe ausgedreht.“

Der andere stand eine Weile mit gesenktem Kopf. „Und die Botschaft?“ fragte er endlich.

„Sehen Sie her.“ Joe Jenkins hielt die Seite 31 gegen das Licht der Lampe. Zu seiner Überraschung erblickte Michaelis unter einigen der Textworte feine Nadelstriche. Die betreffenden Sätze lauteten:

„Der Lotse sah sie lächelnd an.“ „Was ist das für ein Schiff hier?“ fragte er kopfschüttelnd. „Wollen wir pünktlich in Meaborg sein, so werden wir verhindern müssen, daß man uns als verdächtig verfolgt! Das ist alles, was ich raten kann. Es ist die einzige Taktik... oder wir sind alle verloren!“

Katlos sah der Lesende auf. „Lesen Sie die mit der Nadel unterstrichenen Worte hintereinander“, befahl der Detektiv.

Und mit stodendem Atem las Michaelis:

„Sie ist hier. Wir werden verfolgt. Alles ist verloren!“

Der Detektiv nickte. „Diese Botschaft ist nicht an

ihre Adressatin gelangt," fuhr er fort, „denn Sie nahmen das Buch an sich.

Halb verzweifelt irrte der Kammerdiener nun um Ihr Haus herum — vergeblich — es gelang ihm nicht, Ihre Frau zu sprechen. Da, endlich, kam ihm der Einfall, wieder unter der Maske des Hausierers Ihrer Frau die beiden Kinobilletts zu schenken. Sie wußte natürlich auf der Stelle, daß es eine besondere Bewandnis mit diesem Lichtspielpalast haben müsse, und war sofort entschlossen, um jeden Preis hinzugehen.

Hier, in der Wochenschau, sieht Ihre Frau plötzlich die Gräfin, ihre frühere Herrin ... in Berlin ... die Beraubte auf der Spur des Diebes ... sie selbst als Fehlerin ... als Mitschuldige ... ihre Todesangst löst sich in einem gellenden Schrei und in einer tiefen Ohnmacht. —

Ich habe mit gleich am selben Abend die betreffende Szene der Filmwochenschau nochmals angesehen. Mit Hilfe der Schwedischen Gesandtschaft war es mir nicht schwer, die meisten der Personen dieses Bildes zu re-
kognoszieren — war es doch ein Extrazug aus Schweden mit verhältnismäßig wenig Passagieren.“

Die schweren Atemzüge des Künstlers gingen keuchend durch den Raum. „Und ... was soll nun werden, Mr. Jenkins," fragte er endlich, fast flüsternd, „aus meiner Frau ... aus mir ... wie soll der Schmutz der Gräfin ...“, in diesem Augenblick erweiterten sich seine Augen wie im Fieber, und indem er mit der zitternden Hand nach dem kleinen Seitentischchen deutete, schrie er:

„Allmächtiger Gott ... der Schmutz ... Mr. Jenkins ... der Schmutz ... Jemand hat ihn soeben gestohlen!“

Der Detektiv wandte sich gelassen herum. Und indem er in den nächtlichen Garten hinausblidte, trat allmählich ein behagliches Lächeln auf seine Züge. „So ungefähr habe ich's mir gedacht“, sagte er nickend.

„Der Schmutz ... Mr. Jenkins ... jetzt ist alles verloren!“

„Im Gegenteil“, antwortete der Detektiv ruhig und nahm eine Zigarette aus dem Etui. „Alles ist gut. Ich habe mir nämlich das Vergnügen gemacht, einen kleinen Umtausch vorzunehmen. Der echte Schmutz prangt bereits seit drei Stunden wieder auf dem Nacken seiner rechtmäßigen Besitzerin — die übrigens noch heute keine Ahnung davon hat, daß sie zwei Jahre lang eine Imitation mit sich herumgetragen hat ... Das andere Halsband aber ... das, mit dem Herr Felix vermutlich in diesem Augenblick hoffnungsfreudig durch die Pappelallee stürmt ... dieses andere Armband ist nichts anderes als dieselbe Imitation, die Herr Felix selbst vor zwei Jahren hat herstellen lassen ... ich habe nach dem Spruche gehandelt: „Jedem das Seine! ... und nun ... ich höre schon die mißtrauischen Hupensignale meines Droschkenhaupteurs ... gute Nacht ... grüßen Sie Ihre Frau von mir! ... und noch eins ... geben Sie mir ein bißchen Feuer für meine Zigarette.“